Zeitschrift: Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle
Band: 23 (1955)
Heft: 7

Artikel: Der Massai : ein afrikanisches Erlebnis
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-569939

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Massai

Ein afrikanisches Erlebnis.

In Süd-Rhodesien unweit der Grenze des belgischen Kongo tosen die Victoria-Fälle. Sie sind als eines der sieben Weltwunder bekannt. Kein Bild und keine Beschreibung kann die Schönheit dieser Wasserfälle in vollem Masse wiedergeben. Träge fliesst der mächtige Zambesi dahin und stürzt sich dann hundert Meter tief in die Schlucht hinab. Die Fälle sind anderthalb Kilometer breit und zur Zeit der Fülle ergiessen sich dreihundert Millionen Liter Wasser pro Minute über die Felsen. Rings herum wächst der wilde afrikanische Busch. Das Land dort ist noch kaum von der weissen Zivilisation berührt. Auf den Sandbänken des Zambesi schläft das träge Krokodil in der Sonne. Im hohen Gras lauern Löwe und Leopard auf ihre Beute. Am Morgen und am Abend baden sich die Elefanten im Fluss. Ueberall auf den Bäumen spielen die munteren Affen. Wenn man sich per Auto einen Weg durch den Busch schafft, weidet sich das Auge am Anblick der Giraffen und Antilopenherden.

Afrika, das wilde Afrika mit aller seiner Schönheit und seinem Geheimnis eröffnet sich uns dort.

In der Nähe der Fälle steht ein Hotel, gross und modern, bekannt als das schönste des schwarzen Kontinents.

Dort hielt ich mich ein paar Tage auf. Viel gibt es dort nicht zu tun. Den Tag über spaziert man den Fällen entlang, steigt in die palmenbewachsene Schlucht hinab oder sitzt im Hotelgarten und spielt mit den Affen. Am Abend gibt es noch weniger zu tun. Weit weg vom Hotel gehen kann man nicht, da überall die Gefahr von wilden Tieren droht.

Sobald die Nacht sich über Afrika legt, kommt der Löwe nahe zu den menschlichen Siedlungen heran, und ein Spaziergang in der herrlichen, afrikanischen Nacht wäre ein Selbstmordversuch. Die Gäste des Hotels unterhalten sich auf den Terrassen oder im Salon. So sass auch ich mit meinen Reisebegleitern auf einer der Terrassen. Der Mond lächelte uns zu. Die Feuerfliegen tanzten ihren munteren Reigen. Mächtig donnerte der Wasserfall, und in der Ferne hörte man Schakale heulen.

Die geheimnisvolle Stille Afrikas lag über dem Land . . . !

«Bob! Wo bist Du mit Deinen Gedanken?» fragte Douglas auf einmal. —

«Ueberall und nirgends», war meine Antwort.

Wir bestellten noch einen Drink. Nun sassen wir alle fünf da, still in uns versunken, ohne zu sprechen, bis Betty mich in die Seite stiess: «Wach auf, hier auf der Terrasse wird nicht geträumt. Geh ins Bett, wenn Du schlafen willst.»

Nun neckten mich alle vier. «Mich wundert, was er immer nachzudenken hat», sagte Douglas. «Oh, er wird wohl einem Mädchen nachweinen», meinte Betty. Alle lachten. Ja, das wird es wohl sein; alle waren sich einig darüber und wollten nun wissen, wer und wo sie sei.

Diese Neckerei versetzte mich in schlechte Laune; meine Freunde gingen mir auf die Nerven. Ich erhob mich vom Sessel, entschuldigte mich und ging in mein Zimmer.

Ja, meine lieben Freunde, ich liebe Euch gewiss, aber irgendetwas entfremdet Euch mir immer wieder. Wenn Ihr nur wüsstet, dass Ihr mich mit diesem Spass in Ruhe lassen solltet. Ich wäre Euch so dankbar dafür. Wenn Ihr wüsstet . . . Wenn Ihr wüsstet, wo und bei wem meine Gedanken waren . . . Wenn Ihr dazu noch wüsstet, dass der Gegenstand meiner Träumerei . . . ! Ach, unterbrach ich mich in meinem Selbstgespräch, das ist ja alles Unsinn. Meine Freunde, meine Träume, Wünsche und Begierden, alles ist Unsinn — Unsinn . . . ! Ich warf meine Kleider wütend auf den nächsten Stuhl, die Zahnbürste schmetterte ich auf den Waschtisch . . . Schlecht gelaunt schlief ich ein.

Der nächste Tag verging mit den üblichen Spaziergängen, mit Essen, Trinken und Plaudern.

Der Abend nahte, und ich war entschlossen, meinen Plan auszuführen . . .

Ein junger Eingeborener war der Grund meiner Träumerei. Gleich am ersten Tag hatte ich ihn 'entdeckt'. Er bediente als Weinsteward im Speisesaal und den Tag über auf der grossen Terrasse die Hotelgäste. Sein Name war mir unbekannt. Er war gross und schlank, sein Gang graziös wie der des Kudus. Gleich beim ersten Anblick war ich fasziniert und wusste, dass ich keine Ruhe haben werde, so lange ich in seiner Nähe war. Der Ausdruck seines Gesichts fesselte mich. Stolz und erhaben trug er seinen Kopf. Seine Augen hatten den wilden Blick der Wildkatze und seine Lippen waren schön und gross wie die der meisten Negroiden, und ich wünschte sehnlichst diese vollen, weichen Lippen zu küssen. Er lachte fast nie und seine weissen Zähne waren selten sichtbar.

So wurde dieser schwarze Steward zu meiner heimlichen Leidenschaft, bevor ich ihn überhaupt angesprochen hatte. Deshalb sass ich träumend bei den Mahlzeiten und auf der Terrasse. Was er auch tat und wo er hinging, stets verfolgte ich ihn mit meinen Blicken. Einmal konnte ich es nicht mehr für mich allein behalten. Ich machte meine Freunde auf seine Schönheit aufmerksam. Sie lachten und konnten nicht verstehen, dass man einen «Kaffer« schön finden könne.

Doch ich fand ihn schön. Ich fühlte mich von diesem fremden, schwarzen Manne angezogen. Ich liess meinen Sinnen freien Lauf und schwelgte in erotischen Gefühlen, wenn ich ihn betrachtete. Ich versuchte mir seinen unter der weissen Uniform versteckten Körper vorzustellen. In Gedanken sah ich seine starken Arme und den muskulösen Körper. Wie herrlich musste es sein, diesen Leib an den meinen zu ziehen, die kräftige Umarmung zu fühlen . . . Ich kannte diesen Boy nicht und wusste nichts von ihm. Irgendein Treffen schien mir unmöglich . . .

Da entdeckte ich eines Tages, dass er mich auch betrachtete. Oft, wenn er auf der Terrasse auf eine Bestellung wartete, trafen sich unsere Augen. Vorerst vermutete ich, dass ihm meine eindringlichen Blicke aufgefallen seien. Bald aber stellte ich fest, dass meine Gefühle nicht verschwendet waren, sondern dass seine Blicke eine Antwort auf die meinen waren. Unsere Augen begegneten sich mehr und mehr; einmal versuchte ich sogar ihm zuzulächeln. Um dies zu beantworten, war er jedoch zu schüchtern; auch war es besser so, es hätte sonst auffallen

können. Die Situation wurde gespannt. Wir waren uns vollkommen fremd. Fremd in der Farbe, Sprache und Herkunft und getrennt durch die Schranken der Gesetze. Was musste ich tun, um die tiefe Schlucht des Rassengesetzes zu durchschreiten, um eine unsichtbare Brücke zu bauen? Welche Schliche und Tricks anwenden? Plötzlich kam mir eine Idee . . . . .

Die Idee war gut. Ihre Ausführung gelang.

Wieder war es Abend, wieder sassen wir auf der Terrasse. Bald würde es zehn Uhr sein und die Bar geschlossen werden. Es war Zeit zum Handeln.

Ich winkte dem Boy, um eine letzte Runde Whisky zu bestellen. Als er damit kam, sagte ich laut und deutlich, sodass er mich gut verstehen konnte: «Ich habe kein Verlangen nach dem Bett. Bei dieser Vollmondnacht muss es dort unten am Ufer des Zambesi herrlich sein. Wenn die Bar geschlossen wird, werde ich bis zum Livingstone Denkmal hinabspazieren.»

Meine Freunde waren entsetzt. Sie warnten mich vor der Gefahr der wilden Tiere und beschlossen, nicht in ihre Zimmer zu gehen, bis sie sicher seien, dass ich schlafe. Mein Plan schien durchkreuzt, aber ich rettete die Situation dadurch, dass ich ihnen sagte, dass ich sie nur zum Narren halten wollte und sehen, was sie sagen würden.

Ein jeder von uns war nun in seinem Zimmer. Ich war nervös, und meine Gedanken irrten wild durcheinander. Was wird es wohl geben? Hat er mich wohl verstanden? Wird er wohl kommen? Und wenn mir ein Löwe begegnete? Was dann, wenn wir erwischt würden?

Ich nahm in Eile ein Bad und zog ein weisses Buschhemd, Khakishorts und Sandalen an.

Noch einmal sah ich in den Spiegel, kämmte mein Haar, und wie ich mich selbst im Spiegel sah, war es mir, als stünde ich einem fremden Manne gegenüber. Der Blick schien mir vorwurfsvoll und die Linien des Mundes verächtlich: «Da bist Du, läufst einem Eingeborenen nach, einem Wilden. Hast Du nicht genug an Deinesgleichen? Wie kannst Du Dich nur so erniedrigen?» Mein Gewissen sprach wie ein unsichtbarer Fremder, voll von Vorwürfen.

Vorsichtig schlich ich aus dem Hotel hinaus und machte mich auf den Weg. Draussen auf dem «Veld» war die Nacht nicht mehr traulich wie auf der Terrasse des Hotels. Beinahe fürchtete ich mich. Nach etwa zehn Minuten Marsch setzte ich mich an den Wegrand. Gegenüber sah ich im Mondlicht den Wasserstaub der Fälle zum Himmel steigen. Ich lauschte dem donnernden Geräusch des Wasserfalls. Es lag etwas Unheimliches, Mächtiges in der Atmosphäre. In der Nacht fühlte ich die Wilde und Fremdheit noch mehr als am Tage. Dort sass ich und träumte mit offenen Augen und fast hatte ich vergessen, warum ich eigentlich hierher gekommen war. Der hässliche Schrei eines Schakals erschreckte mich, und ich wurde mir nun wieder der Wirklichkeit bewusst. Ich ging weiter und gelangte in die Nähe des Denkmals. Plötzlich wurde ich durch das Geräusch von knackenden Zweigen erschreckt. Gelähmt vor Angst blieb ich stehen und wartete auf das, was da kommen würde. War es ein Löwe? Oder war es ein Schwarzer, der im Busch schlief und

mich nun überfallen würde? Der Mut fehlte mir, mich umzudrehen. Wieder vernahm ich ein Geräusch. Wieder knackten Zweige .. dann hörte ich eine Stimme leise rufen: «Nkasi, Nkasi, Nkasi». (Nkasi ist Herr, Meister in der Eingeborenensprache. Auf dem Lande sprechen die Eingeborenen die Weissen so an.)

Langsam drehte ich mich um. In den Zweigen eines Kafferbusches sah ich die Gestalt eines Schwarzen. Ich näherte mich ihm. Er trat aus dem Busch.

«Was tust du hier?» redete ich ihn an. Es war der schwarze Steward vom Hotel. Wunderschön stand er da in der afrikanischen Nacht. Wie ich selbst, war auch er nur mit Hemd und Shorts bekleidet. Seine Füsse waren bloss. Durch das offene Hemd konnte ich seine dunkle Brust sehen. Einzig das Weiss der Augen und der Zähne war gut sichtbar. Er atmete unruhig.

«Sprich, was tust du hier draussen in der Nacht?» fragte ich noch einmal.

Mit zitternder Stimme antwortete er: «Ich hörte, als der Nkasi sagte, dass er zum Fluss hinabgehen würde. Ich kam, um ihm zu sagen, dass dies gefährlich ist wegen dem Simba» (dem Löwen).

Ich lachte leise und sagte ihm, wie seltsam ich es fände, dass er trotz der Gefahr hier hinab käme, mich zu warnen . . .

Langsam wanderten wir zusammen bis ans Ufer, wo wir uns niedersetzten und eine Zigarette rauchten.

«Wie heisst du?» fragte ich.

«Khama.»

«Bist du ein Bechuana?»

«Nein. Ein Massai.»

«Warum hast du diesen Namen?»

«Meine Mutter war eine Bechuana.»

«Wo wohnst du?»

«Drüben am anderen Ufer, auf der Höhe der Kanalahai Insel.»

«Wie alt bist du?»

«Meine Mutter sagt, ich sei kurz nach der grossen Trockenheit geboren.»

«Dann bist du ungefähr zweiundzwanzig Jahre alt.»

«Ich weiss es nicht, ich glaube, der Nkasi hat recht.»

«Hast du eine Frau?»

Er schwieg.

«Du hast das Alter —».

«Ich weiss es nicht.»

Schweigen . . . . .

Mit diesem Gespräch kam ich zu keinem Ziel. Was sollte ich tun?

Wir zündeten uns noch eine Cigarette an. Während der kurzen Sekunden, in denen das Streichholz brannte, konnte ich sein schönes Gesicht und die ganze Gestalt neben mir sehen. Ohne die weisse Stewarduniform war er noch viel schöner. Mein Herz klopfte und schlug schneller, ich war aufgeregt und heimlich hatte ich auch Angst vor dem Löwen. Der Vollmond beleuchtete den Zambesi und den Urwald am anderen Ufer. Es war herrlich und unheimlich zugleich. Sachte legte ich

meine Hand auf seinen Schenkel. Langsam liebkoste ich die schwarze Haut. Wir waren beide stumm. Ich fühlte die Kühle der Nacht. Nun strich ich mit der Hand über seine krausen Haare. Ich liebe diese krausen, weichen Haare. Khama rührte sich nicht. Ich hörte nur sein erregtes Atmen. Dann legte ich meine Hand auf die Stelle seines Herzens.

«Warum klopft dein Herz so stark?»

Keine Antwort.

«Komm, setze dich näher zu mir.»

Er rückte nicht näher, aber langsam beugte er seinen schlanken Körper zu mir hinüber und legte seinen Kopf auf meine Brust.

Welch herrliches Gefühl! Khama gehörte mir. Fast leblos lag er da, schön wie ein schwarzer Göttersohn. Ich liebkoste seinen Kopf, sein Gesicht, seine Haare. Ich zog seine Hände an meinen Mund und küsste sie behutsam. Meine Begierde wuchs. Heftig drehte ich mich um, erfasste seinen Kopf mit beiden Händen und küsste ihn. Wie herrlich war es, diese heissen, vollen Lippen — — —

Nun legte auch er seine Scheu ab. Kräftig erfasste er mich, und durch das Hemd fühlte ich seine Fingernägel wie Krallen in meinem Rücken. Khama küsste wunderbar. Wir hielten uns in leidenschaftlicher Umarmung umschlungen.

«Khama, du bist ein herrlicher Bursche, ich werde nie müde werden, dich zu küssen.»

«Nkasi, ich will immer bei Ihnen bleiben, ich . . . »

Ganz in der Nähe schrie wieder misstönig ein Schakal. Wir erschraken beide. Es war unheimlich, ich witterte Gefahr.

«Khama, ich bin unruhig hier im Freien. Ein Löwe könnte uns wittern. Weisst du einen Ort, wo wir uns lieben können ohne Gefahr?»

«Wenn der Nkasi will, können wir auf die Livingstone Insel hinüberschwimmen; dort gibt es keine Löwen, und der Fluss ist sicher, da in der Nacht die Krokodile schlafen.»

Das war eine gute Idee. Rasch entledigten wir uns unserer Kleider, rollten sie zusammen und versteckten sie in den Zweigen eines Busches. Schon tauchte Khama in den Fluss. Ich folgte ihm nach. Der Strom war reissend, und wir hatten etwas stromaufwärts zu schwimmen. Die Insel war weit, etwa zweihundert Meter vom Ufer. Ich wurde müde, langsam bekam ich es mit der Angst zu tun. Und wenn ich nicht die Kraft habe bis zur Insel zu schwimmen? In der Nähe entdeckte ich eine Landbank und strebte darauf zu. Khama warnte mich, dort schliefen wohl Krokodile. Ich kämpfte mit der Strömung und meiner Müdigkeit. Ein Stück vor mir sah ich Khama kräftig mit seinen Armen ausholend. Nein, ich durfte nicht aufgeben. Aufgeben bedeutete von der Strömung mitgerissen zu werden, hinunter über die Fälle . . . Und dann dort auf der Insel wartete mir der Preis . . . Khama . . . seine Liebe . . . sein Körper . . es musste geschafft werden. Die Insel kam näher und näher. Khama stand schon auf festem Boden. Ich erfasste einen herabhängenden Zweig und zog mich daran zum Ufer. Meine Beine zitterten, ich war wie betrunken. Da standen wir uns gegenüber, schwarz und weiss. Ich wie Elfenbein, er wie Ebenholz. Beide von denselben Gedanken und derselben Begierde erfasst. Langsam drückte ich seinen nassen Körper gegen den

meinen. Wir legten uns ins hohe Gras. Hier waren wir in Sicherheit und gaben uns in wilder Leidenschaft einander hin. Bald waren unsere Körper trocken. Mich wunderte, wie heiss sein Körper anzufühlen war . . . er war von Liebe durchstrahlt. Liebe steht unter dem Zeichen des Feuers und ist ja selbst wie Feuer, ein Feuer, das uns manchmal zu versengen droht, an dem man sich verbrennen kann.

In milder Unterwürfigkeit gab sich mein schwarzer Liebhaber hin, dann wieder gebärdete er sich wie ein zu Tode verwundeter Leopard, biss und kratzte und schlug wild um sich.

*

Langsam verschwand der Mond. Das Wasser rauschte, der Fall donnerte, immer noch hörte man vom Ufer den Schrei der Schakale.

Nun lag mein schwarzer Freund schlafend in meinen Armen. Wovon mochte er wohl träumen? Er schlief den ruhigen Schlaf, der nach der Entspannung kommt, wenn unsere Körper den Tribut bezahlt haben und die Lust sich erschöpft hat. Er selbst war, wie das ganze Abenteuer, ein afrikanisches Gedicht. Wie ein dunkelfarbiger Engel lag er da, nicht ahnend, dass die Stunde der Trennung geschlagen hat.

Ich selbst war zu erregt zum Schlafen. Mit Widerwillen dachte ich an den kommenden Tag, an dem ich wieder mit meinen «zivilisierten» Freunden zusammen sein musste. Wie schön und friedlich war es hier auf der Insel. Ich wünschte, die Zeit würde stillestehen.

Doch die Trennung musste sein. Am Morgen werden die Koffer gepackt und weiter geht es . . . anderen Orten, anderen Erlebnissen, vielleicht auch anderen Abenteuern entgegen. Das Leben ist nun einmal so; die Zeit geht ihren Marsch ohne Halt. Weiter und immer weiter dem grossen Ziel entgegen.

«Khama . . . Khama . . . Wach auf . . . wir müssen zurück.»

Er öffnete die Augen, streckte sich aus, und noch einmal küssten wir uns. Dann schwammen wir wieder zurück aufs Festland. Langsam machten wir uns auf den Rückweg. Keiner sprach. Seltsame Gefühle beseelten mich. Ich hatte nicht den Mut ihm zu sagen, dass ich in der kommenden Nacht schon nicht mehr hier sein und die Nacht auf der Eisenbahn verbringen würde, auf dem Wege nach Portugiesisch Ostafrika.

Als das Hotel in Sicht kam, trennten wir uns.

In der Brust fühlte ich einen stechenden Schmerz und die Kehle würgte mich. In den Augen Khamas sah ich Traurigkeit und einen flehenden Blick. Warum . . . ?

Ob weiss, schwarz oder gelb, es ergeht uns allen gleich. Begegnungen ohne Zukunft sind wie eine Nacht ohne Morgen, wie ein lang ersehntes Geschenk, das man wieder hergeben muss. So war es mit uns. Wir wurden einander nicht gegeben, sondern nur geliehen. Geliehen für ein paar Stunden, in denen wir uns einander hingeben durften, und nichts blieb als die Sehnsucht der Erinnerung.

Am andern Mittag stiegen wir in die Eisenbahn der Linie Elizabethville-Bulawayo-Salisbury-Beira. Der Bahnhofvorstand winkte mit der Fahne zum Zeichen der Abfahrt, wir gaben der Station «Victoria-Falls» einen letzten Blick. Ich fühlte, wie meine Augen sich mit Tränen füllten. Plötzlich hörten wir einen verzweifelten Schrei!

«Nkasi . . . Nkasi . . . nicht ohne mich . . . !»

Der Zug setzte sich in Bewegung. Die Reisenden wunderten sich über das seltsame Verhalten des schwarzen Weinstewards. Ich sank zurück auf die Bank und verbarg mein Gesicht hinter dem Regenmantel . . . Auch meine Seele war ein Schakal geworden, irrte durch die Nacht und schrie, und schrie . . . . .

Robert, Johannesburg.

TRISTESSE

Ihr tragt Lumpen,
ihr schlaft auf blosser Erde,
ihr trinkt Wasser vom Brunnen
und nährt euch von trocknem Brot.
Ihr lebt eurer Liebe.
Euer Gott hat neunundneunzig Namen.
Ihr fragt nicht,
klagt nicht,
murrt nicht.
Ihr lebt
wie die ersten Menschen.
Ihr seid viel glücklicher
als wir aus dem alten Europa.
Ich wünschte,
ich wäre
wie ihr:
Pflanze und Tier.
Ich fühle mich
unendlich fern
dem wahren Leben.

Rolf Italiaander.

An «OASEN», Empfindsame Blätter aus der Satteltasche. Augenblicks-Impressionen aus Nordafrika. Mit vielen Zeichnungen. — Im Selbstverlag des Autors. — Diese reizende Sonderausgabe kann auch durch uns bezogen werden. — Fr. 10. — + Porto.